

Silke M. Fiedeler  
MARAS TRAUM

Zum Buch:

»Maras Traum« erzählt die Geschichte eines elfjährigen Mädchens, das zusammen mit seinem Schutztier Karf, einem bunten Reiher mit Flugangst, seinen Traum wahr machen möchte: den Himmel auf die Erde zu holen! Dabei geht es neben dem Wunsch nach einer besseren Welt natürlich um das, was sie ausmacht: um Liebe und Freundschaft, den Glauben an sich selbst und an die eigenen Träume. Humorvoll, tröstend und hoffnungsvoll richtet sich dieses moderne Märchen an alle, die bereit sind, sich von dem unbändigen Idealismus eines Kindes mitreißen zu lassen; und selbstverständlich an diejenigen, die auch schon einmal davon geträumt haben, den Himmel auf die Erde zu holen.

Zur Autorin:

Silke M. Fiedeler, Jahrgang 1968, ist hauptberuflich als Rechtsanwältin und Mediatorin in Essen tätig. Nach diversen wissenschaftlichen Veröffentlichungen und unveröffentlichten Kurzgeschichten ist dies ihr Debütroman. Sie lebt mit ihrem Mann in Düsseldorf.

Silke M. Fiedeler

# MARAS TRAUM

*Viele liebe Menschen haben mit großartigem Engagement auf dem Weg vom Manuskript zum Buch mitgewirkt. Statt der üblichen Dankesworte möchte ich es diesen besonderen und zugleich allen Menschen auf dieser wundervollen Erde widmen, in dem Wissen darum, dass wir unsere Welt zu einer besseren machen können, wenn wir nicht nur daran glauben, sondern vor allem in Liebe zusammenwirken, statt gegeneinander zu kämpfen.*

Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2011 Silke M. Fiedeler  
Satz, Herstellung und Verlag: Books on Demand GmbH, Norderstedt  
Lektorat: Judith End  
Umschlaggestaltung: Laura Friedrich und Silke M. Fiedeler  
Umschlagmotiv: Günther Jakobs  
Titelschriftzug/Kalligraphie: Mathilde Jörgens

ISBN: 978-3-8423-8503-0

# INHALT

MARAS TRAUM

9

EINE AUDIENZ BEIM PAPST

37

AGATHES WELT

67

DAS AGATHE-PROBLEM

91

DER IMMEL IN PARI

117

UNERWARTETE WENDUNGEN

145

UMWEGE SIND AUCH WEGE

167

IM LAND DER UNBEGRENZTEN MÖGLICHKEITEN

187

WENN TRÄUME WAHR WERDEN

219



Da lag es also vor ihr, das weiße Blatt Papier, und starrte sie an. Zur Verstärkung hatte es gleich viele Freunde mitgebracht, was die Sache nicht leichter machte. Ein ganzer Stapel Papier, das war 'ne ganze Menge Holz. Bei dem Wortspiel musste sie schmunzeln. Ihre Geschichte sollte sie aufschreiben. Er hatte leicht reden. Er hätte sich wahrscheinlich in eine gemütliche Ecke in seinem großen, weißen Haus gesetzt, hätte eine nette Sekretärin zu sich zitiert und ihr bei einem Glas Wein in die Feder diktiert. Viel wahrscheinlicher hätte er es aber nur irgendeinem Ghostwriter erzählt und der hätte dann für ihn seine Geschichte aufgeschrieben und einen Bestseller daraus gemacht. Bei seinem Namen ein Kinderspiel.

Erzählen kann ich auch, dachte Mara bei sich, aber aufschreiben?

»Wer schreibt, der bleibt«, hatte Oma immer gesagt.

»Da musst du dir schon überlegen, was du wie schreibst. Sonst zerreißen sie dich nachher«, hauchte eine wohlbekannte, schrille Stimme, die Mara in den Ohren schmerzte. In ihrem Zimmer wurde es gleich ein wenig dunkler, als hätte sich ein Schatten vor die Sonne geschoben. Dieser Feigling wagte inzwischen längst nicht mehr, sich zu zeigen. Aber hier und da musste er noch seine ekelhaften Kommentare loswerden.

»Mach, dass du wegkommst«, rief Mara. »Ich schaff das schon. Ist mir doch egal, was die Leute sagen. Es ist die Wahrheit, ob sie's glauben oder nicht.«

Und da standen sie plötzlich vor ihr, ganz selbstverständlich: die ersten Worte. Und das erste Blatt Papier war gar nicht mehr so weiß.





# MARAS TRAUM

## I

Das Mädchen lächelte sie fast zahnlos an. Es war vielleicht so alt wie sie, elf Jahre also, aber etwas kleiner als Mara. Das war erstaunlich, denn Mara selbst war in ihrer Schulklasse sonst immer die Kleinste von allen. Das Mädchen hatte pechschwarze, glatte Haare und ein hübsches, markantes Gesicht mit hohen Wangenknochen und einer breiten Nase. Dunkle, mandelförmige Augen blickten sie aus dem blassen Gesicht aufmerksam an. »Man nennt mich hier Misu«, sagte das Mädchen vorsichtig, wobei es wegen der fehlenden Zähne heftig lispelte. »Und wie heißt du?«

»Ich heiße Mara.«

»Hm, schöner Name.« Das barfüßige Mädchen beugte sich wieder über die vielen feinen Lack- und Lederschuhe, die vor ihm standen, und darauf warteten, geputzt zu werden. Ein eigenwilliges Gemisch aus Staub und dem Geruch von Schuhputzcreme kitzelte Mara in der Nase. Nach einer Weile, in der sie ein Paar nach dem anderen auf Hochglanz poliert hatte, sagte Misu: »Du kannst hier nicht bleiben.« Ihre Stimme hatte einen sehr besorgten Unterton.

»Warum nicht, du bist doch auch hier!« Das klang logisch, war es aber nicht.

»Sie haben mich hierher gebracht, damit ich für sie arbeite. Sie haben meinen Eltern viel Geld dafür gegeben.«

»Wer sind ›sie?‹«, fragte Mara ungläubig und fing automatisch ebenfalls an, zu lispeln.

»Ich weiß es nicht, jeden Tag kreuzen andere Männer auf. Ich weiß nur, dass ich es noch gut habe. Ich muss zwar den ganzen Tag arbeiten und manchmal schlagen sie mich, wenn ich über der Arbeit einschlafe, aber sie geben mir zu essen und lassen mich leben.« Tatsächlich. An Misus nackten Armen entdeckte Mara unzählige blaue Flecken. Und auch ihre stöckchendürren Waden, die unter dem schmutzigen Rock hervorlugten, waren mit Blutergüssen übersät. Wie schwächling sie ist, dachte Mara, viel kann es nicht sein, das sie zu essen bekommt. »Meinen Bruder«, fuhr Misu fort, »haben sie damals mit ins Bergwerk genommen. Ich glaube, er ist tot. Ich habe ihn nie mehr wiedergesehen.«

Vor der Tür der kleinen Baracke waren Stimmen zu hören. Langsam näherten sich Schritte.

»Schnell, Mara, lauf! Da hinten kannst du über den Hof auf die Hauptstraße kommen.« Mara spürte die Angst in Misus Stimme, als wäre es ihre eigene Angst.

Eine Tür wurde aufgestoßen. Jetzt stieg auch in Mara Panik auf. Eine raue Stimme rief etwas Unverständliches. Dann konnte sie nicht mehr denken. Sie zwängte sich durch das kleine Fenster zum Hof, das eigentlich nicht mehr war als ein Spalt in der Wand. Sie rannte und rannte, stolperte, fing sich wieder und lief weiter. Hinter sich hörte Mara Schritte, die ihr eilig folgten, und ein Keuchen, das sie im Nacken zu spüren glaubte. Sie traute sich nicht, sich umzuschauen. Die kreuz und quer gebauten Häuser mit Wellblechdächern, die in Maras Augen wie armselige Hütten aussahen, zwangen sie, im Zickzack zu laufen. Es schien eine Ewigkeit zu dauern, bis sie die Straße erreichte, von der Misu gesprochen hatte. Es war eine enge, staubige Gasse voller Menschen. Die Sonne brannte sengend und gnadenlos auf gehetzte, schwitzende und mürrisch dreinblickende Gesichter. Beißender Geruch von Urin, Erbrochenem und Unrat stieg Mara in die Nase. Nur schwer konnte sie den aufkommenden Würgeritz

unterdrücken. Doch die Menge bot ihr Tarnung und Schutz. In ihr konnte sie untertauchen. Sie eilte vorbei an all dem Elend, das sie nur aus den Augenwinkeln wahrnahm: bettelnde, nur ärmlich bekleidete Kinder, die ihr die dünnen Arme entgegenstreckten und in ihrem flehentlichen Bitten um irgendetwas Essbares mit ausgemergelten Kühen, Hunden und ein paar Hühnern wetteiferten. Ein alter Mann lag ebenso ausgemergelt und leblos am Straßenrand. Es kümmerte sich niemand darum. Mara spürte, wie sich ihr Herz zusammenzog, doch sie musste weiter, sie durfte keine Zeit verlieren, sonst würde man sie womöglich doch noch einholen. Plötzlich heulte eine Sirene auf. Das immer lauter werdende Geräusch raubte ihr fast die Sinne. Es war schier unerträglich. Die Menschen schrien, gestikulierten wild und stoben in alle Himmelsrichtungen auseinander. In der Ferne konnte Mara Donnern und Granateneinschläge ausmachen. Bis auf die herumstreunenden Tiere und den leblosen Körper des alten Mannes war die Gasse binnen kürzester Zeit leer. Die Läden hatten ihre Rollos heruntergelassen. Die Stille zwischen den Sirenenintervallen war gespenstisch, fast noch schlimmer als die Sirenen selbst. Alle Türen waren verschlossen, keine Möglichkeit, sich irgendwo zu verstecken oder in Sicherheit zu bringen. Einige Jungen, kaum älter als Mara, kamen um die Ecke gelaufen. Ihre schmalen Körper waren mit großen Maschinengewehren und Ketten von Munition behängt. »Mach, dass du nach Hause kommst«, rief einer ihr zu, »sonst wirst du nicht viel älter werden.« Sie drängten sich an den Häuserfronten entlang, immer wieder irgendwo Deckung suchend. Ein donnernder Knall betäubte Maras Ohren. Staub wirbelte auf. Irgendetwas musste ganz in der Nähe explodiert sein. Und dann sah sie ihn. Fast hundert Meter entfernt stand er lässig an eine Hauswand gelehnt und fixierte sie. Zumindest glaubte Mara das. Tatsächlich waren weder sein Gesicht noch seine Augen zu sehen. Er war wie immer einfach nur schwarz, ein schwarzer Schatten in Menschengestalt, der unerwartet

auftauchte und wieder verschwand. Provozierend, drohend langsam setzte er sich in Maras Richtung in Bewegung. Dunkelheit und Kälte eilten ihm voraus, so dass Mara ihn schon von weitem mit jeder Faser ihres Körpers zu spüren glaubte. Todesangst schnürte ihr die Kehle zu. Im nächsten Moment wurde ihr eiskalt und sie glaubte zu erstarren. Sie zwang sich, die Granateneinschläge zu ignorieren und einen Schritt aus der Deckung des Hauseinganges heraus zu gehen. Dann rannte sie einfach los, so schnell ihre Beine sie trugen und fand sich im nächsten Moment in einer Art Kathedrale wieder. Kleine bunte Fenster ließen nur wenig Licht herein.

»Wie kommst du denn hierher?«

Mara fuhr erschrocken herum und blickte in die entgeisterten Gesichter zweier Männer. Der Schein von flackernden Kerzen entstellte sie zu hässlichen Fratzen. Der eine hatte riesige Ohren, die im Kerzenschein lustige Schatten wie von einer Maus an die Wand warfen. Soweit das in der Dunkelheit auszumachen war, war er wesentlich älter als der andere. Der Jüngere hatte mit seiner eigentümlichen Warze auf der Nase etwas von einer Hexe. Es fehlte nur der Besen. Beide Augenpaare funkelten sie gleichermaßen feindselig an. Mara zuckte unschlüssig mit den Schultern und antwortete dann zögernd: »Ich hatte mir eigentlich nur gewünscht, den Herrscher des Landes zu treffen, aus dem ich gerade komme.«

Der Großohrige trat näher an sie heran, bis sie fast Nasenspitze an Nasenspitze standen. Ein übler Mundgeruch eilte ihm voraus, so dass Mara ganz schwindelig wurde. »Aha«, sagte er bissig. »Da bist du sogar ganz und gar richtig. Der weise Herrscher dieses Landes bin nämlich ich.« Er wollte sich gerade in eine königliche Pose werfen, als der andere ihn von hinten am Kragen packte.

»Das würde dir so gefallen. Du elender Lügner, Aufschneider, Hochstapler und Dieb. Ich bin der König. Mir gehört das Land. Du hast es mir gestohlen.« Der Warzennasige war ganz offensichtlich der

stärkere von beiden, denn ohne große Mühe hob er seinen Widersacher hoch und warf ihn in eine Ecke zu Boden. Dann lachte er schallend, ein widerliches Lachen, wie Mara fand. Das Echo hallte von den hohen Wänden mehrere Male wider, bis es endlich erstarb. In der Zwischenzeit hatte sich der Großohrige aufgerappelt und raste wie ein wild gewordener Stier auf den Warzennasigen zu. Eine heftige Rauferei mit unflätigen Beschimpfungen begann. Nach einigen Minuten, die Mara sprachlos danebengestanden hatte, wurde es ihr zu bunt. »Jetzt reicht's mir aber.« Sie stampfte ungeduldig mit dem Fuß auf. Die beiden Kampfahne hielten für einen kurzen Moment inne und schauten sie überrascht an. Sie waren es nicht gewohnt, dass jemand ihnen Widerworte gab, außer sie sich selbst natürlich.

Mara nutzte die Schrecksekunde und sagte schnell: »Was tun Sie denn da?«

»Wir streiten«, sagten die beiden wie aus einem Mund und schauten sich verdutzt an.

»Wieso?«

»Weil dieses wunderschöne Land mir gehört«, sagte der Großohrige völlig selbstverständlich. »Hätte er nicht die Hand nach der Macht ausgestreckt«, provokativ tippte er dem anderen einige Male mit spitzem Zeigefinger auf die Brust, »und hätte er nicht den Aufstand geprobt, wir lebten glücklich und zufrieden wie seit Jahrtausenden.«

Bevor der Warzennasige sich wieder auf den Großohrigen stürzen konnte, sagte Mara schnell: »Wunderschönes Land? Meinen Sie das Land, in dem sich die Menschen wegen Ihres Streits umbringen und schon Kinder mit Waffen kämpfen? Das Land, in dem die Menschen in armseligen Baracken leben, Kinder ausgebeutet werden und es auf der Straße zum Himmel stinkt? Dieses Land würde ich nicht mal geschenkt haben wollen. Statt hier rumzustreiten, sollten Sie sich lieber mal darum kümmern, in Ihrem Land aufzuräumen.«

»Ach, du hast ja keine Ahnung«, sagte der Großohrige abfällig.

»Genau«, fügte der Warzennasige trotzig hinzu. »Wenn wir fertig sind mit Streiten, werden hier wieder Milch und Honig fließen.«

»Schließlich sind wir ein reiches Land, reich an Bodenschätzen und vielem mehr«, sagte der Großohrige und machte plötzlich einen ganz verzückten Eindruck, als schwelge er in schönen alten Erinnerungen.

»Und wir sind ein starkes Volk, so schnell lassen wir uns nicht unterkriegen«, führte der Warzennasige stolz die Huldigungen fort. »Wir lassen uns doch nicht von dir, Dreikäsehoch«, er sah Mara dabei von oben bis unten abschätzig an, »unser Land schlechtrede.«

Und während sich die beiden in Lobeshymnen auf ihr Land überboten, musste Mara schmunzeln. »Schönen Abend, die Herren Könige«, sagte sie im Gehen. Aber die Herren Könige hörten sie nicht, sie waren zu sehr mit sich und ihrem Land beschäftigt.

## II

Der Weg über die Brücke schien kilometerweit. Sie sah heute hölzern aus, wie aus tausend Streichhölzern gebastelt, und lag in goldenem Nebel. Über ihr erstreckte sich der Große Regenbogen in seiner ganzen Pracht. Ohne jemals zu verblassen, spannte er sich majestätisch über den imposanten Wasserfall und die grüne Hochebene und tauchte das Wasser der zahllosen Seen abwechselnd in blaues, rotes, grünes oder gelbes Licht. Sie hatte es geschafft, der Albtraum war vorbei und die friedliche Atmosphäre streichelte ihre Seele.

»Mara, Maraaaaaa«, Fynn schrie so laut, als müsste er ein startendes Düsenflugzeug übertönen. Mara hielt sich erschrocken die Ohren zu. Sie hatte ihren kleinen Bruder neben sich gar nicht bemerkt. »Mara, guck mal da hinten!« Maras Herz sprang vor Freude so hoch, als wollte es einmal zum Mond fliegen und wieder zurück. Dann füllten sich

ihre Augen mit Tränen. Am Ende der Brücke stand sie und breitete die Arme aus.

»Omaaaaa!« Mara schrie jetzt beinahe noch lauter als Fynn und rannte mit ihm um die Wette in ihre Arme. Hier gab es kein weit oder lang, kein früher oder später und so drückte sie sich im nächsten Augenblick an Omas warmen Körper. Fynn quetschte sich mit Kasimir unterm Arm zwischen die beiden. Man hätte meinen können, ein besonderes Licht strahlte heute ganz hell zur Feier des Tages. Aber das war hier immer so. Hier, wo die Sonne nirgends zu sehen, aber immer da war, wo es keine Nacht gab und niemand jemals schlief. »Du hast mir soooo gefehlt!«, sagte Mara.

»Mir auch«, Fynns Stimme klang halb erstickt, weil er noch immer zwischen ihnen quetschte. Salzige Tränen liefen Mara über die Wangen. »Ich hatte schon Angst, du würdest nicht Wort halten.«

Oma lächelte. »Hab ich nicht immer Wort gehalten? Es hat nur manchmal etwas länger gedauert. Weißt du noch, wie du mir nicht glauben wolltest, dass die Windpocken jemals wieder aufhören würden, zu jucken?«

Mara nickte und schlang ihre Arme fester um sie, bis Fynn anfangs bedenklich zu röcheln. »Wir sehen uns im Himmel wieder«, hatte sie ihr versprochen, als sie schwer krank geworden war. »Jede Nacht in deinen Träumen können wir uns dort sehen. Wir treffen uns am Großen Regenbogen.« Das waren ihre letzten Worte gewesen. Und da stand sie jetzt, ganz unversehrt, mit ihren lieben, blaugrauen Augen und den vielen kleinen Lachfältchen drum herum. Die grauen Haare trug sie wie eh und je in einem feschen Kurzhaarschnitt, ganz ohne die übliche Alte-Damen-Dauerwelle. Sie lächelte das typische Oma-Alma-Lächeln, bei dem ein Eckzahn oben links ein bisschen vorwitzig hervorlugte. Ihre Wangen waren so rosig, als sei nichts geschehen. Sie war etwas pummelig, wie immer. Das war sehr praktisch, weil man so bequem auf ihrem Schoß sitzen konnte. Sie war großartig gewesen.

Sie hatte alles gehabt, was Omas für gewöhnlich und bestenfalls an sich haben: vor allem immer ein offenes Ohr, wenn Mama und Papa nicht nur mit sich selbst, sondern völlig überflüssigerweise auch noch mit Mara herumschimpften. Außerdem gab es bei ihr die weltbesten Weihnachtsplätzchen und man durfte immer so lange aufbleiben und spielen, wie man wollte. Sie hatte zwar nie viel Geld gehabt, aber dafür ein umso größeres Herz und hatte von dem Wenigen, das sie besaß, immer noch etwas abgegeben. »Gib deinem kleinen Bruder etwas ab, sonst blutet ihm das Herzchen«, pflegte sie zu sagen und lehrte Mara so nicht nur das Teilen, sondern auch das Mitgefühl. Der Klang einer Flöte unterbrach Maras Erinnerungen. »Hört ihr das?«, fragte Mara erstaunt. Oma und Fynn nickten. Der Ton war zwar sehr leise, aber in der Stille unüberhörbar. Seit langer Zeit schon war es hier immer leerer und stiller geworden. Dass man nur selten einen Erwachsenen hier traf, war so, seit Mara denken konnte. Aber inzwischen fanden auch immer weniger Kinder den Weg hierher.

»Lasst uns mal nachsehen, wer da spielt«, sagte Mara neugierig.

Es war eine etwas eigenwillige Truppe, die sich jetzt in Bewegung setzte: allen voran der fünfjährige Fynn im rot-blau karierten Schlafanzug mit seinen Tigertatzen-Pantoffeln. Er trug Kasimir unterm Arm, der eigentlich Maras abgewetzter Stoffhase war. Er hatte nur noch ein Ohr, das aber besser zuhören konnte als mancher Mensch mit zwei Ohren. Den beiden folgte Oma mit weißer Spitzenbluse, schwarzem Rock und schwarzen Lackschuhen. Darüber trug sie, wie immer, die bunte, ausgewaschene Kochschürze. An ihrer Seite sah Mara mit ihrem roten, lockigen Haar, dem gelben Nachthemd und den grünen Pantoffeln wie der Regenbogen höchstpersönlich aus; genauso wie der bunte Reiher, der zu Fuß hinter ihnen herstolzte und die Nachhut bildete. Bunter Reiher? Mara sah sich irritiert um. Tatsächlich. Ihr folgte ein Reiher mit rotem Gefieder, lilafarbenen Beinen und einem blauen Schnabel.

»Wer bist du denn?« Als sie ihn ansprach, wechselte er ganz plötzlich



die Farben und hatte jetzt gelbes Gefieder, grüne Beine und einen orangefarbenen Schnabel. Damit sah er Mara sogar ein bisschen ähnlich.

»Ich bin dein Schutztier, Mara«, sagte er mit kraksiger Stimme, als sei er gerade im Stimmbruch. »Ich heiße Karf.« Der Reiher verbeugte sich und hielt ihr zur Begrüßung einen Flügel hin. Mara schaute ihn ungläubig an, ergriff den Flügel und schüttelte ihn. »Von Schutzengeln habe ich ja schon gehört. Aber Schutztiere?« Sie überlegte kurz. »Nein, das ist mir neu.«

»Du kannst ihn jetzt loslassen«, sagte Karf und schaute auf seinen Flügel, dessen Federn schon ganz blau angelaufen waren, und den Mara immer noch schüttelte.

»Oh entschuldige, ich wollte dir nicht wehtun!«, erschrocken ließ sie los.

Karf grinste über den ganzen Schnabel. »War nur ein Scherz«, feixte er und ließ seine Flügel jetzt in sattem Lila mit gelben Punkten erstrahlen.

»Tolles Schutztier«, sagte Mara halb beleidigt, halb bewundernd. »Ich kenne dich gar nicht. Wie kannst du mein Schutztier sein, wenn ich dich noch nie gesehen habe?« Karf überlegte kurz. »Nur weil man Dinge nicht sieht, heißt das ja noch lange nicht, dass es sie nicht gibt. Als es noch keine Mikroskope gab, konnten die Menschen kleinste Teilchen auch noch nicht sehen und doch existierten sie.« »Du bist aber überschlau«, Mara war ehrlich beeindruckt. »Na, da bin ich aber stolz, so ein schlaues Schutztier zu haben.«

Karf errötete leicht und kratzte sich verlegen mit einem Flügel am Kopf. »Bin ja mal gespannt, ob mein Schutztier auch so mutig und stark wie schlau ist.«

In Sekundenschnelle strömte das ganze Blut aus Karfs Kopf in seine Beine. Leichenblass und mit roten Beinen erinnerte er jetzt fast an einen Storch. Mara hatte es gar nicht bemerkt, denn sie blickte wie gebannt in die Richtung, aus der die Musik kam.